

View of the World

Simbabwe nimmt seine Kolonialgeschichte ernst – Besuch am Grab von Cecil John Rhodes

Von Hans-Georg Soldat

Dieser Artikel hat eine Geschichte – geschrieben ursprünglich für die WOCHENPOST, wurde er dort nie veröffentlicht. Offenbar passte dem 1995 noch östlich verwalteten Magazin die ganze Richtung nicht. Unterdessen ist diese Schilderung selbst schon wieder Historie wie ein Blick in die Zeitungen zeigt – doch die Wurzeln der aktuellen Konflikte deuten sich hier schon an ...

Das Grab lag wenige hundert Meter entfernt. Es gab keinen Weg, nur Felsboden und karge Vegetation. Der Himmel war grau, manchmal regnete es, fein, zögernd, jedoch merkbar. Mit etwa 25° war die Temperatur ausgesprochen angenehm. Der Matopos-Nationalpark liegt nur wenige Kilometer südlich von Bulawayo, mit über einer halben Million Einwohner die zweitgrößte Stadt des Landes. Doch abgesehen von der Gegend um den Kariba-Stausee im Norden und einem Flecken im äußersten Südwesten, scheint das Klima in weiten Teilen Simbabwes eher südeuropäisch.

Jetzt war es Mitte November und das Land erwartete den Großen Regen. Jahrelang waren die Niederschläge weitgehend ausgeblieben, die Wirtschaft hatte sich von den Ausfällen noch nicht erholt, und die Meteorologen prophezeiten keine große Änderung. Sie sollten recht behalten, denn zwar fielen in den nächsten Monaten gelegentlich einige Tropfen, manchmal steigerte sich das Wetter sogar zu Schauern, aber jene echte Regenzeit, auf die man sich früher – so will es die Überlieferung – verlassen konnte, blieb aus.

Die Schüler um mich herum störte das bißchen Regen an diesem Tag natürlich nicht, im Gegenteil. Sie begrüßten ihn, wie alle Bewohner Simbabwes das getan hätten. Sie waren kaum anders als ihre Altersgenossen überall auf der Welt: verlegen kichernd, den Bewegungs-

drang mühsam bändigend, einander beiseitestoßend, um einen besseren Platz zu ergattern. Mag sein, daß meine Anwesenheit sie ein wenig ernsthafter werden ließ, besonders da ich offensichtlich aufmerksam dem Lehrer zuhörte, wie er ihnen gerade einen wichtigen Abschnitt ihrer jüngeren Geschichte erläuterte – den des weißen Kolonialismus. Cecil John Rhodes war die Hauptfigur dieser Epoche mit all ihren Schrecknissen und all ihrer Größe; sein Name wurde zum Inbegriff britischen Imperialismus. Wie kaum ein anderer hat er die Geschichte des südlichen Afrika geprägt, besonders jenes Teils, der heute Simbabwe heißt. An seiner letzten Ruhestätte stehen Besucher aus aller Welt, darunter zweifellos eine Menge Nostalgiker, die die weiße Vergangenheit am liebsten neu heraufbeschwören möchten. Auf den Landkarten ist der Ort sorgfältig vermerkt: »Rhodes Grave«. Das Grab gehört zu den offiziellen Nationaldenkmälern Simbabwes.

Es war ermutigend, den Vortrag des Lehrers zu hören und die interessierten Reaktionen der Schüler zu beobachten. Eine ähnliche und doch völlig andere Szene hatte ich gerade vier Wochen vorher in Nairobi, im Nationalmuseum von Kenia erlebt: Schulklassen und vor ihnen Lehrer, die die an den Wänden angebrachten Schautafeln zur Geschichte des Landes erläuterten. Aber während es sich da um eine Propagandaschau handelte, wie sie einseitiger kaum vorstellbar ist, ging es hier um eine Darstellung, die fast schon unangemessen gerecht zu sein versuchte. Denn Cecil Rhodes war ja zweifellos ein Abenteurer, er war ein politischer Reaktionär, dem es einzig und allein um seine Macht ging – die er freilich unter dem Deckmantel politischer Visionen geschickt an angebliche Interessen des Empire zu koppeln verstand. Es war im höchsten Maße erstaunlich, wie die vielleicht zwölfjährigen Schüler der Kurzbiographie dieses auf irritierende Weise bemerkenswerten weißen Mannes folgten, die Bilder der kleinen Ausstellung sich ansahen, die am Beginn des Aufstiegs zum »View of the World« aufgebaut ist, wo sich Cecil Rhodes bestatten ließ. »View of the World« – das paßt zu seinem Selbstbewußtsein, das nichts dabei fand, ein ganzes Land mit seinem Namen zu kennzeichnen: Rhodesien.

In der Tat: Simbabwe, das frühere Südrhodesiens, ist geschichtsbewußt. Die Felszeichnungen, von denen einige ein Alter von ungefähr 30.000 Jahren haben sollen, sind penibel registriert und werden gepflegt. An die ältesten schriftlich überlieferten Zeiten, die des Königreiches Monomatapa im 15. Jahrhundert und seine Vorläufer, erinnert (außer den monumentalen Ruinen) allerdings vor allem das größte Hotel in der Hauptstadt Harare, das »Monomatapa«, eine Luxusherberge, deren massiger Bau die ganze Stadt überragt; während auf den Geldscheinen und in der Fahne Simbabwes – neben den »Balancing Rocks«, einem Naturwunder des Landes – immerhin auch der steinerne »Vogel von Great Zimbabwe« abgebildet ist, dessen Symbolgehalt noch nicht restlos geklärt ist.

Doch das Geschichtsbewußtsein des Landes wurzelt nicht nur in einer Historie, auf die man sich voll Stolz besinnt, sondern hat auch Gründe, die in den offiziellen Darstellungen nur am Rande auftauchen. Sie hängen zusammen mit den unterschiedlichen Grundlagen und Entwicklungsrichtungen der beiden Ethnien, die das Gros der Bevölkerung Simbabwes ausmachen: der Shona und der Ndbele.

Es ist etwa kaum bekannt, selbst in Simbabwe, daß die Ndbele – ebenso wie die Shona ein Bantuvolk – unter ihrem damaligen König Mzilikazi erst 1840, also nur knapp fünfzig Jahre vor Cecil Rhodes, in das Gebiet der Shona einmarschierten und es mit Gewalt an sich rissen. Das Matopos-Gebirge liegt fast im Mittelpunkt dieses eroberten Territoriums. Diese zerklüftete Landschaft und ihre Umgebung waren sowohl für die Ureinwohner, die sagenhaften »San« (die erst von den Holländern mit dem abschätzigen Begriff »Buschmänner« belegt wurden) wie auch für die Shona und die nachrückenden Ndbele heiliges Gebiet. Die ältesten Felsmalereien finden sich hier. Manche Forscher vermuten in einigen der vielen Höhlen sogar Opferstätten aus vorgeschichtlicher Zeit. Die Shona benutzten das Matopos für ihre Regenzeremonien; eine ähnliche Bedeutung erlangte das Land auch für die Ndbele. Cecil Rhodes führte in gewisser Weise eine lange Tradition fort, als er ausgerechnet dieses Gebiet zu seinem Privateigentum erklärte und testamentarisch bestimmte, an seinem Lieblingsaussichts-

platz beerdigt zu werden. Ob gewollt oder ungewollt: Er bettete sich so ein in den Strom der Geschichte dieses Landes.

Doch der Respekt hat noch sehr diesseitige Gründe. Unvergessen, trotz aller Befriedungs-, besser Beschwichtigungsversuche, ist der Kampf zwischen Shona und Ndbele, der nach der endlich errungenen Unabhängigkeit am 18. April 1980 entbrannte und beinahe in einen allgemeinen Bürgerkrieg gemündet hätte. Die latente Feindschaft blieb, und die Pflege des Grabes Cecil Rhodes und seines Andenkens ist eine subtile Spitze gegen die Shona und die diktatorischen Gelüste, wie sie von dem Shona Robert Gabriel Mugabe vertreten werden. Sie ruft auch in Erinnerung, daß sich im ersten Befreiungskampf der Schwarzen gegen die Weißen zunächst 1893 die Ndbele erhoben. Der Aufstand wurde niedergeschlagen. Im März 1896 versuchten sie es ein zweites Mal und jetzt beteiligten sich, ab Juni, auch die Shona an der allgemeinen Erhebung, dem berühmten ersten Chimurenga (Befreiungskampf). Doch schon im August schlossen die militärisch hoffnungslos unterlegenen Ndbele einen Separatfrieden mit Cecil Rhodes, der ihnen, zumindest eine Zeit lang und im Vergleich zu den Shona, einige kümmerliche, aber handfeste Vorteile einbrachte. Trotz aller Bitterkeit der Entscheidung kettete er die Ndbele an das Schicksal des weißen Eroberers.

Zweifellos wäre es falsch, Shona und Ndbele unterschiedliche »Nationalcharaktere« zu unterstellen: Wohin das Postulat von den unverrückbaren Volkseigenschaften führen kann, hat Deutschland zur Genüge kennengelernt. Im Gegensatz zu vielen anderen Staaten Afrikas hat Simbabwe sogar mehr ethnische Gemeinsamkeiten als Unterschiede – was politisch zu dem relativen Frieden des Landes beiträgt. Aber die Differenzen sind ebenfalls erkennbar: Die Shona sind mehr an das Land gebunden, die Ndbele an das Vieh. Die Shona lebten traditionell in eher kleinen Häuptlingstümern; die Ndbele hatten einen einzigen König, der mittels einer straff organisierten Verwaltung und der Armee regierte. Wenn man so will, haben die Ndbele also etwas von den alten Römern der europäischen Geschichte.

Sind das Probleme, die einen Bürger Simbabwes bewegen? Natürlich nicht vordergründig. Da stehen der fehlende Regen, die totalitären

Allüren Staatspräsident Robert Mugabes und die beginnende Migration von Industrie und Arbeitskräften in das benachbarte Südafrika im Vordergrund. Ganz allmählich macht sich auch die schleichende Abwanderung der weißen Bevölkerungsminderheit bemerkbar, die es – wie in vielen Ländern Afrikas – geschickt verstanden hatte, sich beim Übergang in die Unabhängigkeit eine nicht unbeträchtliche ökonomische Macht zu sichern. Diese Abwanderung ist teils staatlich gewollt, teils wird sie bedauert, da sie mittelfristig eine wirtschaftliche Schwächung des Landes zur Folge hat. Sie wurde beschleunigt durch die weltweite Rezession der letzten Jahre, die eine ganze Anzahl von Unternehmen in den Ruin trieb – gerade in den auf Export angewiesenen Grundstoffindustrien.

All das läßt aber auch allmählich den Frieden zwischen Shona und Ndbele, zwischen Schwarz und Weiß, ein wenig brüchig werden. Unter der Oberfläche schwelt ein latenter Rassismus, der insofern gefährlich werden könnte, als ihm das einigende Feindbild, »der Weiße«, allmählich entschwindet. Einzig die katholische Kirche hat diese Gefahr erkannt und versucht mittels mutiger politischer Opposition, die offene Diskussion fordert, die spezifisch afrikanische Variante von Glasnost und Perestroika, eine immerhin denkbare Auseinandersetzung wie in Burundi und Ruanda zu verhindern. Noch sind die Gefahrenzeichen nur undeutlich, mehr atmosphärisch als real – aber man darf sie angesichts der schlimmen Erfahrungen gerade in den genannten Ländern auch nicht unterschätzen.

Die Schüler und ihr Lehrer waren schon längst wieder fort, als ich endlich das Grab Rhodes erreichte. Neben mir Besucher aus Frankreich, Südafrika, Großbritannien. Sonderbarerweise kein deutscher Tourist. Man versteht die Begeisterung für diese herausragende Stelle angesichts des grandiosen Blicks über eine Landschaft, die noch intakt scheint: Wälder, bizarre Felsen, die der Ndbele-König Mzilikazi mit Glatzköpfen verglichen hatte. In den Bergsimen nisten Adler, die hier eines ihrer letzten Refugien gefunden haben. Riesige Findlinge markie-

ren den Gipfel, Relikte einer Geschichte, die weit über alles menschliche Maß hinausreicht.

Das Grab, vor dem man dann steht, beläßt das Plateau in all seiner einsamen Ursprünglichkeit. Es ist eine eiserne Grabplatte, in den Boden eingelassen, von puritanisch-stolzer Schlichtheit. Nur vier Zeilen sind in sie eingemeißelt:

HERE LIE THE
REMAINS OF
CECIL JOHN
RHODES.